

Kuba

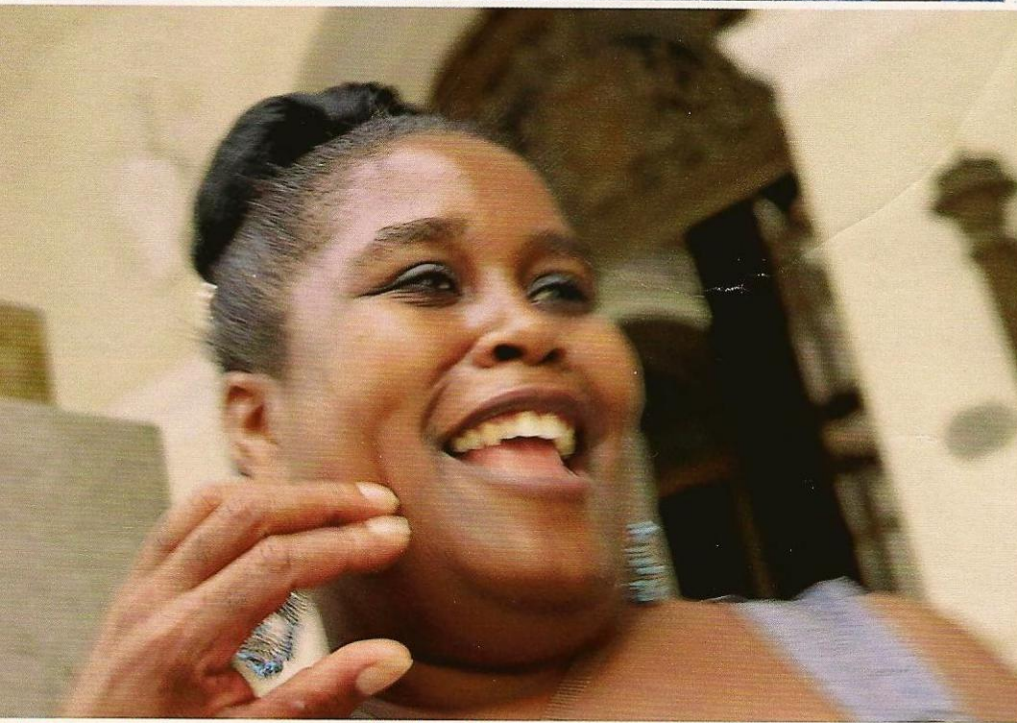
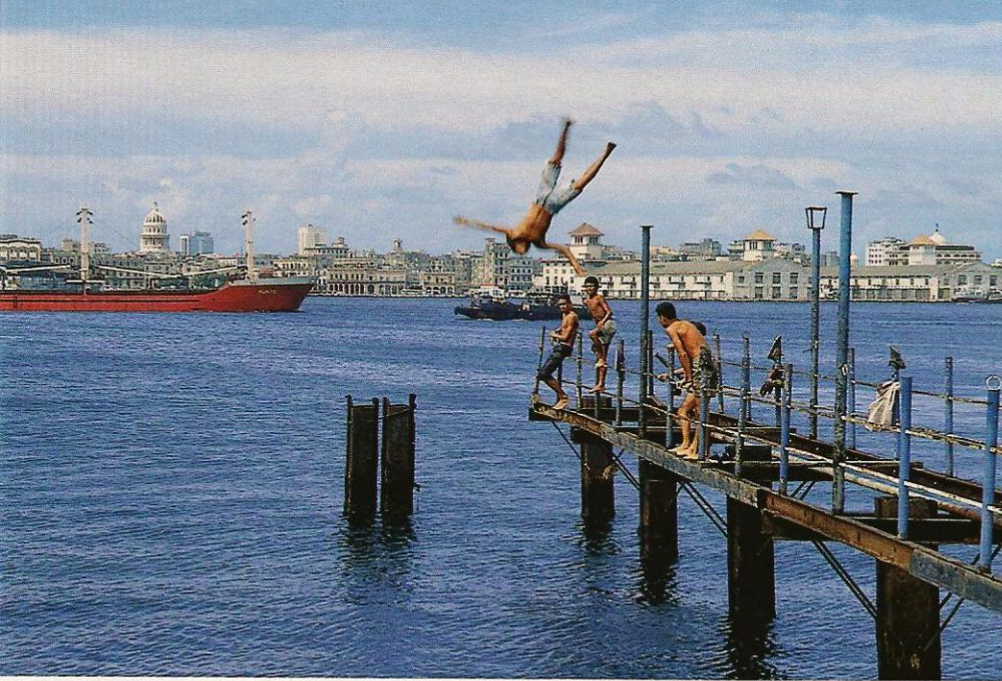
ZART WIE DER ABENDWIND, SCHARF WIE TABAK

Die Kubaner lassen sich ihre Lebensfreude und ihren Stolz auf die Errungenschaften unter Castro nicht nehmen, auch wenn der Verlust der sozialistischen «Brüder» im Osten und der unerbittliche Wirtschaftsboykott der Amerikaner ihnen hart zusetzt.

Ein Tagebuch von Erwin Dettling mit Fotos von Pia Zanetti

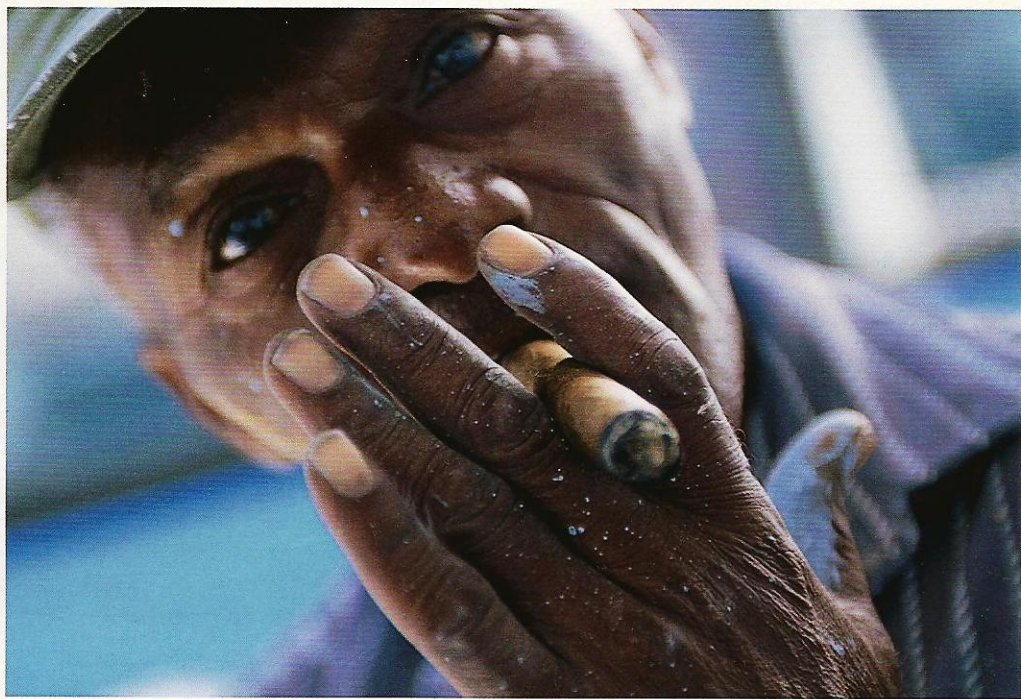




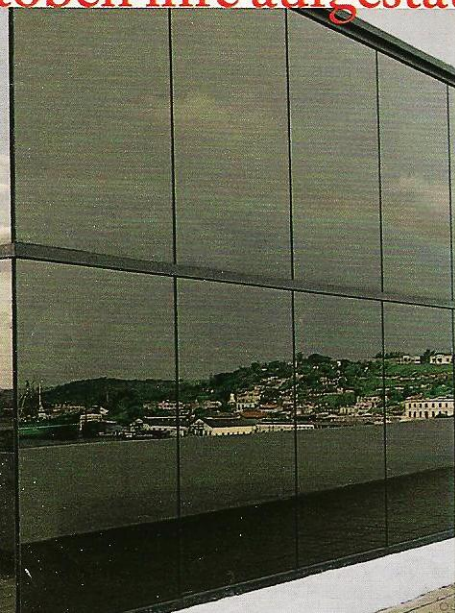


Die Menschen blicken nächtelang ins Meer, singen, grölen und





toben ihre aufgestauten Energien mit Rap und Rumba aus



1. Tag

Inselbewohner schauen jeden Fremden eindringlicher an als Festländer. Am Flughafen José Martí in Havanna mustern mich Hunderte von Augenpaaren auf der Suche nach einem Code, der heisst: «Ich kenne dich, ich habe dir schon einmal Zigarren besorgt, eine private Unterkunft organisiert oder für dich in einem Antiquariat ein rares Buch aufgestöbert.» Kontakte zu Fremden bedeuten in Kuba vieles: einen sorglosen Tag, ein Essen in einem Paladar, einem Privatrestaurant, eine Möglichkeit, den seit acht Jahren wütenden Versorgungs- und Energienotstand wegzutanzten oder zu verschwatzen. Ich gehe zielstrebig auf ein Taxi zu, mitten in einer wartenden Kolonne. Sofort geht ein Palaver los. Die Fahrer geraten aneinander, weil ich nicht in das erste Fahrzeug der Kolonne steige, sondern in einen Wagen der Kooperative Panataxi. «Hört auf!» fährt ein Aufseher dazwischen, «der *compañero* praktiziert nur die Marktwirtschaft.» So ist es. Die Leihchauffeure von Cubanacan und Gaviota sind teurer als die von Panataxi. Die Fahrer beruhigen sich, akzeptieren den Markt, und mein Panataxi braust davon.

Kuba wandelt sich rasant, auch wenn das nicht immer direkt sichtbar ist. Noch vor wenigen Jahren hätte ich mich nicht getraut, einem Taxifahrer einen politischen Witz zu erzählen. Jahrzehntlang markierten die Fahrer ihre Linientreue. Sie galten als Spitzel. Heute lacht mein Panataxi-Fahrer, wenn Kubas Sozialismus, Lenin und die zerbrochene Freundschaft mit der untergegangenen Sowjetunion Gegenstand der Witze sind wie im folgenden Beispiel. Bundesrat Ogi, Fidel Castro und Präsident Clinton wetten, wer auf einem Spaziergang in den Sümpfen der Schweinebucht weniger einsinkt. Ogi geht als erster und steckt nach wenigen Schritten bis zum Bauchnabel im Morast. Dann versucht Clinton sein Glück, kommt etwas weiter als Ogi, muss jedoch mit einem Kran des kommunistischen Jugendbundes (UJC) gerettet werden, nachdem der Präsident bis zum Hals einsinkt. Castro schaut genüsslich zu, schnürt seine gewichsten Stiefel und spaziert über den Sumpf, ohne sich die Knöchel schmutzig zu machen. Fragt Bundesrat Ogi: «Fidel, wie



hast du das geschafft?» – «Ein Kinderspiel, *señores*. Ich stand auf den Schultern von Lenin.» Der Panataxi-Fahrer grinst und kontert mit weiteren Witzen, die ihn aufgrund ihres kritischen Gehalts noch vor wenigen Jahren wegen Verleumdung des Vaterlandes hinter Gitter gebracht hätten.

2. Tag

Eine Ballade von Luis Miguel und der Ölgestank der Raffinerie im Hafengelände von Havanna reissen mich in meinem Hotelzimmer morgens um drei Uhr aus dem Schlaf. In einer leeren Cafeteria nebenan beschallt ein einsamer Kellner mit einer potenten Stereoanlage die ganze Gegend mit den Schnulzen des mexikanischen Superstars. Ich liege im vierten Stock des Hotels «Ambos Mundos»

(Zwei Welten) an der Obispo-Strasse, Ecke Mercaderes, in Alt-Havanna. Im Zimmer direkt über mir hauste in den dreissiger Jahren Ernest Hemingway. Der amerikanische Dichter erholte sich in Havanna von den Strapazen des spanischen Bürgerkrieges, schrieb an seinen Romanen und goss sich in den Bars «Floridita» und «El Bodeguita del Medio» grosse Mengen Daiquiris und Mojitos über die Leber. Heute dient Hemingways Zimmer im Hotel «Ambos Mundos» als Museum. Briefe, ein Käppi, abgetragene Stiefel und andere Reliquien erinnern an den Grosswildjäger, der für den Roman «Der alte Mann und das Meer» den Nobelpreis erhalten hatte. «Ambos Mundos» ist Hotel und Fadenkreuz zweier Welten: der sozialistischen von Fidel Castro und der Welt der

Reiseinfos

Beste Reisezeit: Kuba als grösste Antilleninsel in der Karibik ist eine Herbst-/Winter-/Frühlingsdestination, wobei man natürlich auch im Sommer hinfliegen kann.

Anreise: Vom 2. Juli bis 29. Oktober fliegt Balair/CTA jeweils donnerstags direkt Zürich–Varadero und retour. Ab November fliegt die Chartergesellschaft häufiger nach Varadero und zusätzlich nach Holguín. Wöchentliche Charter im Sommerhalbjahr gibt es auch mit Condor über Frankfurt, mit Martinair über Amsterdam, und täglich ausser dienstags Linienflüge der Iberia direkt nach Havanna.

Arrangements: Eine abwechslungsreiche, informative 16tägige Kuba-reise durch den Westen der Insel hat Background Tours (Alpenstr. 6, 6000 Luzern 6, Tel. 041/410 01 04, oder bei Kuoni) im Programm, unter der Leitung von Erwin Dettling. Die Reiseveranstalter Imholz, Carrib Tours (Zürich), Esco und Hotelplan bieten Badeferien in Varadero oder Guardalavaca an, auf Wunsch in Kombination mit einer Rundreise im Mietwagen oder in kleinen Gruppen mit Bussen. In Kuba ist individuelles Herumreisen ohne Schwierigkeiten möglich, vorausgesetzt, man wählt die Etappen so dass man abends grössere Orte mit Hotels erreicht.

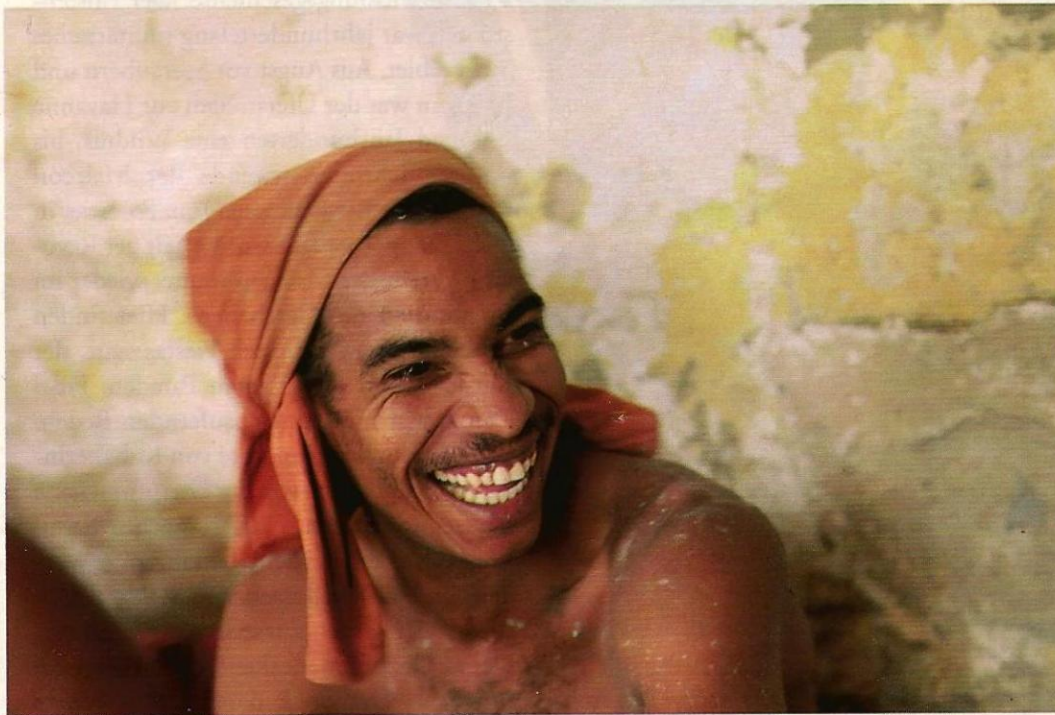
Einreise: Wer ein Arrangement mit einem Minimum von drei Hotelnächten bucht, braucht weder Visum noch Touristenkarte.

Zahlungsmittel: US-Dollars oder Touristenpesos (eine Art Dollarersatz), Kreditkarten in grösseren Hotels und Badezentren; nicht akzeptiert werden aus politischen Gründen Reisechecks und Kreditkarten von American Express. Auf Banken und in Hotels problemlos einlösbar sind Dollar-Reisechecks von Thomas Cook.

Reiseliteratur: Apa Guides, «Kuba»



Kubaner sind Lebenskünstler: Musik und Rum machen den Mief des Alltags erträglich.



Marktwirtschaft und der Dollars – mit Dollars, Flachbildschirmen und Mobiltelefonen. Hier verkehren Touristen und schräge Vögel aus Havanna. Ramon läuft mit einem Leopardbaby in der Lobby herum. Für fünf Dollar kann man sich mit dem Tier ablichten lassen. Reynaldo schleust mich in einen Hinterhof, wo eben eine afrokubanische Religionsfeier im Gange ist. Ein Babalawo, ein Priester der Yoruba-Religion, schlachtet Hühner, Ziegen und Schafe. Damit soll der Kriegsgott Changó die schützende Hand über seinen Clan halten. Bei der Fiesta fliesst nicht nur Tierblut in Strömen, sondern auch Rum. In den tiefen Sesseln des «Ambos Mundos» sitzt Jorge in seinen abgetragenen Jeans. Das Sprachengenie liefert interessierten Besuchern Nachrichten und Gerüchte

über Politik, Wirtschaft und Kultur. Nichts davon steht in der einzigen und von der KP scharf kontrollierten Tageszeitung «Granma». Jorge weiss, wo wichtige Filme laufen und wann die Konzerte der heissen Bands stattfinden. Er nimmt mich ins Theater America mit, wo Bamboleo loslegt. Zwei hochgeschossene Mulattinnen in weinroten Latex-Overalls singen wie Göttinnen und tanzen wie Schlangen zur rasanten Musik einer zwölköpfigen Gruppe mit Trompeten, Trombonen, Gitarren und Tambores. Drei Minuten nach dem Öffnen des Vorhangs sitzt kein Mensch mehr in den Sesseln. Das lokale Publikum bebt, Frauen, Männer, jung und alt. Im «Ambos Mundos» hängt auch Pepe herum, der garantiert echte Cuabazigarren zu Sonderkonditionen verkauft.



Kuba ist undenkbar ohne revolutionäre Parolen, Fidel und Zigarren.



Cuaba heisst die neue kubanische Raucherrolle, die in Havanna kaum zu haben ist und vorerst in Spanien und England getestet wird. Pepe lässt die Cuabas direkt von den Lastwagen klauen, die die exklusive Rauchware in die offiziellen Verkaufslöcher bringen. Pepes Cuabas sind echt und billig.

3. Tag

In einer Sekunde bin ich klatschnass. Ich stehe zur falschen Zeit am falschen Ort, am Malecón, der acht Kilometer langen Küstenstrasse von Havanna. El Niño, der furiose Wettermacher, spielt dem Malecón immer wieder übel mit. Sieben Meter hohe Wellen peitschen über die grandiose Ufermauer. «Du hast Glück gehabt!» ruft mir ein Einheimischer zu. Holzstücke, ins Meer geworfene Aluminiumbüchsen und Glasflaschen wirbeln durch die Lüfte, krachen auf den As-

phalt der Uferpromenade und verletzen öfter auch Passanten. Das aussergewöhnliche Sturmteufel hatte sich im Februar im Golf von Mexiko zusammengebraut und in Havanna Wohnhäuser verwüstet und Hotels überschwemmt.

Der Malecón ist mehr als Strasse – der Malecón ist Lebensader von Havanna. Die Uferpromenade ist Freilufttheater für konspirative Gespräche und steinharte Unterlage für Träumer. Der Malecón markiert die Grenze zwischen der Revolution und dem amerikanischen Kapitalismus auf dem Festland in Miami, dessen Lichter in klaren Nächten am Horizont schwach aufscheinen. Kubaner hassen im heissen Klima nichts so sehr wie Dunkelheit, Windstille und ruhende Ventilatoren. Der Malecón ist für viele Habaneros die Rettung. Selbst in den schwülsten Nächten weht am Malecón

eine Brise. Die Küstenstrasse ist in der Nacht trotz Stromrationierung in den Quartieren beleuchtet. Darum strömen Zehntausende aus den muffigen Häusern hierher, wenn es heiss wird. Sie finden an diesem Grenzstreifen Kühlung, Sinn und Sinnlichkeit. Die Menschen blicken nächtelang ins Meer, singen, grölen, ertränken ihre Existenznot im Rum und toben ihre aufgestauten Energien mit Rap und Rumba aus. Die Plagen in der «Sonderperiode zu Friedenszeiten» sind vielfältig. Seit dem Zusammenbruch des starken, hilfreichen Partners UdSSR 1989 gibt es zuwenig elektrischen Strom und Treibstoff, zuwenig Nahrung und Medikamente, zu viele Arbeitslose und zu viele brachliegende Energien einer hochgebildeten Bevölkerung.

Am Malecón zeigt sich die Stadt- und Entwicklungsgeschichte. Der Küstenstreifen war jahrhundertlang militärisches Sperrgebiet. Aus Angst vor Seeräubern und Kriegern war der Uferstreifen vor Havanna während Jahrhunderten eine Wildnis, bis um die Jahrhundertwende der Malecón nach Plänen des Franzosen Jean Forestier in sechs Etappen gebaut wurde. Seit der Revolution steht der Malecón immer wieder im Brennpunkt des Geschehens. Hier finden bis heute die wichtigsten Fiestas statt, der Karneval und die grössten Paraden. Fidel Castro hält hier seine ausufernden Reden. 1994 flüchteten Hunderte von Kubanerinnen und Kubanern von der Uferpromenade in seeuntüchtigen Flößen nach Miami. Viele ertranken bei der Überfahrt oder wurden von Haien gefressen. Am Malecón kam es vor vier Jahren zur ersten Anti-Castro-Demo. Unzufriedene skandierten «*Libertad! Libertad!*» Der Spuk dauerte nur wenige Minuten, so lange, bis die mit Schlagstöcken bewaffneten Baubrigadisten auffuhren, die Demonstranten vermöbelten, in die Flucht schlugen und Dutzende verhafteten. Was sind schon ein paar hundert Protestierende gegen die Millionen, die stillhalten? Vor 25 Jahren zählte die kubanische KP 211 000 Mitglieder. Heute sind es dreimal soviel, berichtet die KP-Zeitung «Granma». Die Revolution mag schlingern, sie wächst gleichzeitig an ihren Gegnern, denn die Opposition ist zersplittert, ohne herausragende Figur, die dem mächtigen «*Jefe*» gewachsen wäre.

4. Tag

Ich stehe freiwillig Schlange. Zusammen mit etwa 50 000 Kubanerinnen und Kubanern will ich einen Blick auf die Urne von Che

Guevara de la Serna werfen. Er ist im Mausoleum des José-Martí-Denkmal der Plaza de la Revolución in Havanna aufgebahrt. Dreissig Jahre nach seiner Exekution fanden argentinische und kubanische Spezialisten seine Gebeine in Bolivien. Ches Knochen wurden im vergangenen Sommer vom Andenstaat nach Kuba überführt. Still und geduldig bilden die Menschen unter dem bewölkten Abendhimmel Viererreihen. Die Aufseher geben Anweisungen, wo jeweils der stille Trauerzug einen Knick machen muss, damit sich die kilometerlange Schlange langsam und stetig zum Mausoleum hochbewegen kann. Alle gehorchen ohne Murren. Man steht für einmal nicht für rationierte Lebensmittel an, sondern für einen letzten Blick auf einen der epischen Verlierer dieses Jahrhunderts: Che Guevara. Er gewann mit Fidel Castro die Sierra Maestra und danach ganz Kuba und verlor dann alles: Kuba, Guatemala, den Kongo, Bolivien, seine Heimat Argentinien und den Rest der lateinamerikanischen Grabenkämpfe. Auf der Revolutions-Plaza jedoch spürt jeder: der Geist Ches überlebt. Vor Ches Urne will ich zehn Sekunden stehenbleiben. Doch die Totenwache winkt uns weiter, damit die endlose Schlange nicht ins Stocken kommt. Bei den letzten Blicken auf das Idol zeigen Millionen Kubanerinnen und Kubaner viel Würde. Es ist der Respekt für einen, der in den Zeiten des Aufbruchs selber anpackte, in den Fabriken und in den Zuckerrohrfeldern. Che Guevara kam um, bevor er die Fehler begehen konnte, die mit Castro in die Geschichte eingehen werden. Fidel gelang es zwar, die

Unterschiede zwischen Armen und Reichen während Jahrzehnten klein zu halten, er veräumte aber, Kuba aus der einseitigen Abhängigkeit von Zucker und Tabak zu befreien. Mitte der sechziger Jahre stellte Che fest, dass sich die kubanische Revolution entweder einen aus Galizien stammenden Kubaner oder einen Weltbürger aus Argentinien leisten konnte, aber nicht beide. Der Kubaner und Individualist Fidel Castro Ruz machte das Rennen. Che ruht jetzt in einer eigens für ihn hergerichteten Grabstätte in Santa Clara. Fast von jedem Punkt der Stadt ist sein Abguss aus Bronze auf einem hohen Sockel zu sehen. Ich frage Jorge, was die Menschen an Che noch immer fasziniert. «Der menschliche Anstand, den Fidel Castro verloren hat.»

5. Tag

In der Hafenstadt Cienfuegos nippt Leonardo Rodriguez vor einem «Rapido»-Schnellimbisrestaurant an einem Hatuey-Bier. Leonardo lebte zehn Jahre als Schweißer in der DDR, heiratete Irma, eine deutsche Frau. Nach dem Systemwechsel kamen die beiden zurück nach Kuba. Leonardo erklärt mir bei sich zu Hause in perfektem Sächsisch seine Lebenslage. «Im Betrieb haben wir jetzt Kapitalismus. Den sozialistischen Schlenker hat man uns abgewöhnt. Wir müssen für den Staat Gewinne erwirtschaften, sonst machen die in Uruguay auf Marktwirtschaft getrimmten Wendehälse unsere Fabrik dicht.» So weit, so gut, denke ich. Das Problem beginnt, wenn Leonardo Rodriguez heimkommt: «Bei mir zu Hause herrscht immer noch Kommunismus. Weg ist das ausreichende Essen der Betriebskantine, weg der elektrische Strom für den Ventilator.»

Ausgewählte Tips

Café mit Tabakaroma. Jeder grossen Zigarrenfabrik ist eine Cafeteria angegliedert. Das schwarze Gebräu schmeckt in der aromatischen Umgebung besonders gut.

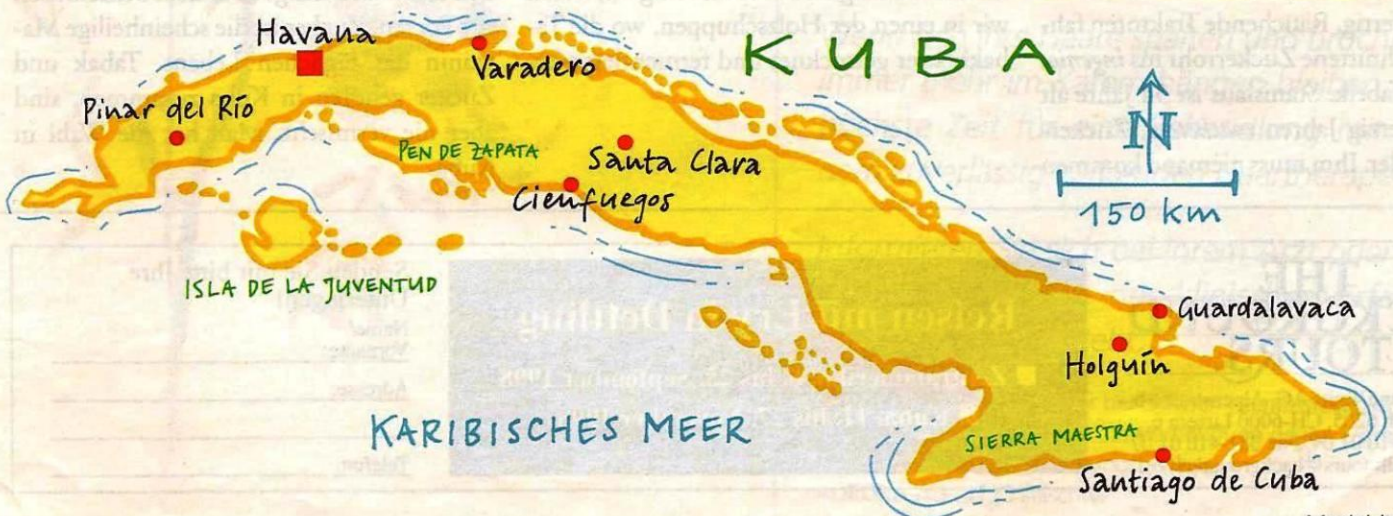
Vaivén. Das Tourismusunternehmen Rumbos bietet unter dem Namen Vaivén originelle Stadtrundfahrten mit Führung in Havanna an. Man kauft ein Ticket und kann auf der fixen Route der Busse jederzeit aussteigen, verweilen und die Erkundungsfahrt mit dem nächsten Bus fortsetzen.

Cuatro-Caminos-Markt. In Alt-Havanna gibt es seit der vorsichtigen Öffnung der Wirtschaft einen grossen Agrarmarkt. Ein Besuch lohnt sich. Wer es sich leisten kann, findet auf diesem Markt alles, was man im karibischen Alltag zum Leben braucht.

Capitolio und High-Tech. Seit einigen Monaten gibt es im Capitolio von Havanna, einer Nachbildung des Parlamentsgebäudes in Washington, ein Medienzentrum. Wer zu Hause einen Multi-Media-Computer stehen hat, kann sich im Capitolio mit den neuesten CD-Roms aus Kuba eindecken.

El Palacio de la Salsa. Wer die besten Bands der kubanischen Musikszene hören und sehen will, muss ab und zu beim Hotel «Riviera» hineinschauen.

Teatro Nacional. Das Nationaltheater neben dem Hotel «Inglaterra» in Alt-Havanna ist während des Tages eine Tanzschule. Ein Besuch im Tanz- und Musiktempel lohnt sich sehr.



Wörterklärungen

● **Babalawo** heissen die Priester der Yoruba-Religion, welche die Sklaven aus Afrika nach Kuba gebracht hatten. Die Babalawos sagen die Zukunft voraus und treten teilweise auch als Naturheiler in Erscheinung. ● **Che Guevara**. Er gehörte zusammen mit Fidel Castro und Camilo Cienfuegos zum harten Kern der kubanischen Revolution. ● **Daiquiri**. 5 cl weisser Rum, 3 cl Limettensaft, 2 cl Zuckersirup. Zutaten auf viel Eis im Shaker kräftig schütteln und in vorgekühlte Cocktailschale giessen. ● **Mojito**. 3 cl Limettensaft, 6–8 Minzeblätter, 1,5 cl Rohrzuckersirup, 6 cl weisser Rum, 1 Schuss Sodawasser. Alle Zutaten in ein Longdrinkglas mit Eis geben. ● **«Granma»** heisst die KP-Zeitung, die dem ehemaligen DDR-Blatt «Neues Deutschland» nachgebildet ist. Heute erscheint «Granma» wegen Papier- und Ressourcenmangel in Boulevard-Aufmachung auf acht Seiten. ● **Paladar**. Informelle Restaurants mit maximal zwölf Stühlen. Paladar heisst Gaumen. Seit der Staat relativ hohe Abgaben vom Dollarverdienst der Paladarwirte verlangt, sind viele Paladares nur noch knapp existenzfähig oder sogar eingegangen. ● **Santa Clara**. Hier focht Che Guevara 1958 mit seinen Guerilleros eine der entscheidenden Schlachten gegen die Batista-Soldaten, brachte einen Güterzug mit Waffen zum Entgleisen und unterbrach damit die wichtige Verbindung zur Hauptstadt. ● **Schweinebucht**. Ort, wo 1961 von den USA finanzierte Söldnertruppen landeten und von der Revolutionsarmee geschlagen wurden. ● **Sierra Maestra**. Am 2. Dezember 1956 landete die Jacht «Granma» mit 80 Revolutionären von Mexiko her kommend im Osten Kubas. Nur 14 überlebten – darunter Fidel Castro, sein Bruder Raúl und Che – und retteten sich nach der Landung in die Sierra Maestra, das Bergmassiv im Osten Kubas, von wo aus Fidel Castro die unzufriedene Bevölkerung zum Aufstand gegen den Diktator Batista mobilisierte. Im Januar 1959 zog Castro siegreich in Havanna ein.

Leonardo weiss sich zu helfen, er hält im Hinterhof Hühner, Ziegen und Schweine.

Von der Terrasse der Rodriguez' ist der Kuppelbau des einzigen Atomreaktors Juragua auf einer Halbinsel in der Bucht von Cienfuegos zu sehen. Die USA wehren sich dagegen, dass das halb fertiggebaute Atomkraftwerk mit sowjetischer Technologie je ans Netz geht. Gleichzeitig macht Washington mit der Embargopolitik Druck, damit Kuba auf dem Weltmarkt kein Öl zu Vorzugsbedingungen kaufen kann. Ist Deutschland als Auswanderungsland für die Rodriguez ein Thema? «Auf keinen Fall. Einer sollte ins Exil, aber nicht Hunderttausende von Kubanern...» meint Leonardo vielsagend in der roten Abendsonne von Cienfuegos.

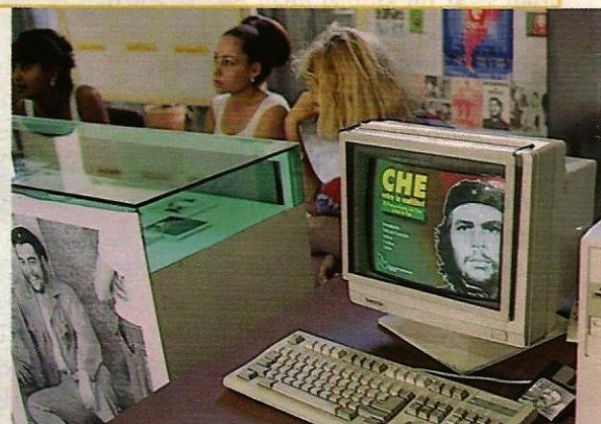
6. Tag

Selbst die Luft ist süss in Rodas, dem Zuckeranbaugebiet zwischen Cienfuegos und Havanna. Ältere Männer saugen am Strassenrand in der Hitze an den saftigen Zuckerrohrstengeln, auch Stanislaus Barrueto. Die Schicht ist fertig. Rauchende Traktoren fahren das geschnittene Zuckerrohr ins *ingenio*, die Zuckerfabrik. Stanislaus ist 54 Jahre alt und seit vierzig Jahren *machetero*, Zuckerrohrschneider. Ihm muss niemand kommen

mit Demokratie und Marktwirtschaft. Er erinnert sich noch sehr genau an die miesen Verhältnisse vor der Revolution. Stanislaus lebt auf dem Land in Rodas die Revolution von Tag zu Tag und dieses Wir-Gefühl, das in den Städten schwach geworden ist, er weiss, dass er mitbeteiligt ist, dazugehört. «Die Idee der Revolution ist und bleibt brillant», sagt Stanislaus in seiner klebrigen Uniform, fährt weg mit seinem Velo ohne Bremsen.

7. Tag

In der Früh in Pinar del Rio, hoch oben am Hang des Viñales-Tals, scheint die Welt in Ordnung Wir steigen mit der Sonne im Gesicht in die rostrote Ebene hinab, wo der beste Tabak der Welt wächst. Ein *campesino* trinkt an einem Wasserloch zwei Ochsen. «*Peligro*, Achtung Gefahr!» ruft er den Tieren zu, als sie ächzend an uns vorbeitrotten. Während der *campesino* in der Morgenhitze mit seinen Zugtieren zur Arbeit geht, treten wir in einen der Holzschuppen, wo die Tabakblätter getrocknet und fermentiert wer-



den. Kann soviel Wohlgeruch schädlich sein? frage ich mich und denke an die dicken Zigarren, deren Rauch den Lungenbläschen an die Luft geht. Kubas Wirtschaftsgeschichte hängt von zwei an sich schädlichen Rohstoffen ab, von Tabak und Zucker. Tabak erregt, stachelt die träumerische Verwegenheit an, fördert den heimlichen Hang zur individuellen Anarchie und kann im Krebs enden. Zucker, leere Energie, ist allgegenwärtig in der Küche, im Vorratsraum, auf dem Esstisch, in der Fabrik. Tabakrauch durchflutet den Salon und hängt über dem Schreibtisch der Poeten. Zucker ist die scheinheilige Matronin des täglichen Lebens. Tabak und Zucker gehören in Kuba zusammen, sind aber nie vermischt. Man hat die Wahl in Kuba.